

Bettina Bannasch/Henning Nuissl

## **Marsch in die Institute – Zum Berufsrollenverständnis und beruflichen Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses**

### **Einleitende Vorbemerkungen**

Wie jeder Bereich der Wirklichkeit unterliegt auch die Wissenschaft einem stetigen Veränderungsprozeß. Dieser betrifft die Inhalte wissenschaftlicher Forschung ebenso wie die Organisation des Wissenschaftsbetriebs und die Regeln wissenschaftlichen Handelns; das haben Wissenschaftswissenschaftler von Ludwik Fleck über Thomas S. Kuhn zu Karin Knorr und Peter Weingart in einer Reihe von erhellenden Analysen etwa zur Eigenlogik wissenschaftlichen Handelns, zur Dynamik wissenschaftlicher Paradigmenwechsel oder zur Bedeutung wissenschaftspolitischer Vorgaben gezeigt. Der Wandel von Wissenschaft erscheint dabei meist als die von konkreten Personen losgelöste und von individuellen oder auch milieuspezifischen Idiosynkrasien unabhängige Exekution allgemeiner Entwicklungsimperative; seine Akteure kommen selten und wenn, dann meist nur indirekt in den Blick. Das gilt insbesondere für denjenigen Aspekt von Generationswechsel in der Wissenschaft, der im Mittelpunkt unseres Beitrags stehen soll: Nicht um unmittelbar die Forschungstätigkeit betreffende Phänomene soll es gehen, sondern um das Berufsrollenverständnis und den beruflichen Habitus der Generation des wissenschaftlichen Nachwuchses. Angesichts der Tatsache, daß es im Wissenschaftsbetrieb primär auf die Regeln der Erkenntnisgewinnung ankommt, mag die Frage nach dem Berufsrollenverständnis und dem beruflichen Habitus von Personen, die diese Regeln mit Leben erfüllen, vergleichsweise irrelevant erscheinen. Gleichwohl dürfte diese Frage zumindest für all diejenigen durchaus interessant sein, die unmittelbar von ihr betroffen sind – denn wer seinen beruflichen Alltag mit wissenschaftlichem Arbeiten verbringt, muß sich zwangsläufig auch mit den Relevanzen, Prioritäten oder Lebensstilen unterschiedlicher, generationsspezifischer ‚Wissenschafts-Milieus‘ auseinandersetzen. Darüber hinaus mag es zumindest überdenkenswert sein, ob es nicht auch einen spürbaren Einfluß auf die generelle Dynamik, die Richtung und die Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnistätigkeit haben kann, wie die immer in einen bestimmten gesellschaftlichen Kontext eingebettete und ohne diesen nicht verständliche wissenschaftliche Berufsrolle von ihren Exponentinnen und Exponenten zu verschiedenen Zeiten jeweils überwiegend interpretiert wird – dies freilich eine Frage, auf die wir hier nur hinweisen wollen, ohne sie beantworten zu können.

Im folgenden werden wir einige mehr oder weniger offensichtliche Besonderheiten im Berufsrollenverständnis und im beruflichen Habitus des heutigen wissenschaftlichen Nachwuchses skizzieren und diese Besonderheiten dann zum Teil als Ausdruck generationstypischer Erfahrungen, vor allem aber als Reaktion auf die rezenten Bedingungen, unter denen junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihrem Beruf nachgehen, interpretieren. Damit wollen wir zeigen, daß Generationswechsel in der Wissenschaft *auch* bedeutet, daß Menschen unterschiedlicher Altersgruppen unter jeweils historisch spezifischen Voraussetzungen ihrem wissenschaftlichen Beruf nachgehen und daß die Art und Weise, in der diese Menschen ihre (nicht nur) berufsbiographische Identität konstruieren und kodieren, ganz maßgeblich von diesen Voraussetzungen be-

stimmt wird. Oder, um es in der Terminologie von Pierre Bourdieu (z. B. 1993) auszudrücken: Die je konkrete Ausgestaltung der wissenschaftlichen Berufsrolle – die sich bekanntermaßen noch weniger als die meisten anderen Berufsrollen auf den Arbeitsplatz beschränken und von den sonstigen Rollen eines Individuums trennen läßt – kann als habituelle Anpassung an ein durch bestimmte Charakteristika gekennzeichnetes Feld beschrieben und – wenigstens ein Stück weit auch – erklärt werden. Welches Ergebnis dieser Anpassungsprozeß im einzelnen zeitigt, ist freilich immer auch davon abhängig, welche Prädispositionen mitgebracht werden – wobei diese Prädispositionen ebenso wie die ‚Feldbedingungen‘ aus ihrem jeweiligen historischen Kontext zu erklären sind, also eine nicht zuletzt generationsspezifische Komponente haben.

Grundlage unserer Ausführungen sind im wesentlichen eigene Erfahrungen und Beobachtungen; für die Darstellung unserer Überlegungen wählen wir eine Form, die sich vielleicht am ehesten als essayistische Selbstreflexion bezeichnen ließe. Wir nehmen die dezidiert standortabhängige, insofern ‚unwissenschaftliche‘ Perspektive von in der Mitte der sechziger Jahre in Westdeutschland geborenen Angehörigen des – weniger jungen als vielmehr in seinen ‚besten Jahren‘ stehenden (doch dazu später, denn das gehört bereits zu unserem Thema) – geisteswissenschaftlichen<sup>1</sup> Nachwuchses in Deutschland ein.

Im Sinn einer ‚Arbeitsdefinition‘ verstehen wir unter der Generation des wissenschaftlichen Nachwuchses diejenigen Menschen, die im Wissenschaftsbetrieb eine bestimmte ‚Reputations-‘ und Hierarchieebene repräsentieren: in erster Linie den universitären Mittelbau, soweit er bereits erste wissenschaftliche Meriten verdient und sich damit nicht nur ein elementares Maß an Arriviertheit erarbeitet, sondern auch aktiv die Option auf eine weitere wissenschaftliche Karriere eröffnet hat. Da diese Menschen ganz überwiegend einer gemeinsamen Alterskohorte angehören, ist es sicherlich unproblematisch, eine solche Verbindung von Generationsbegriff und beruflicher Stellung vorzunehmen. Es geht uns jedoch primär um Aspekte des Berufs- und Rollenverständnisses sowie der Lebensführung. Wir verfügen also eher über einen ‚idealtypischen‘ denn einen ‚empirischen‘ Generationenbegriff. Im Einzelfall mögen daher auch

<sup>1</sup> Bekanntermaßen existieren neben Geistes- und Natur- noch die Sozialwissenschaften, denen mit einiger Berechtigung nicht nur ein eigener Erkenntnisgegenstand und ein eigenes gegenstandsadäquates Methodenarsenal, sondern auch eine eigene ‚Wissenschaftskultur‘ attestiert werden kann (Lepenies 1985). Es sind gerade auch Erfahrungen im weiten Feld der Sozialwissenschaften, auf die sich unsere Ausführungen stützen. Dennoch wird im folgenden verallgemeinernd und vereinfachend allein von den Geisteswissenschaften die Rede sein. Das erscheint uns deshalb akzeptabel, weil es offenbar vor allem die ‚geisteswissenschaftlich‘ geprägten Segmente der Sozialwissenschaften sind, für die unsere Ausführungen ein gewisses Maß an Authentizität beanspruchen können – wobei die Formulierung der ‚geisteswissenschaftlichen Prägung‘ nicht erkenntnistheoretisch überinterpretiert werden darf, aber doch eine gewisse Ferne von einem ‚deduktiv-nomologischen‘ Wissenschaftsverständnis anzeigen soll, die auch Teilbereiche etwa der Soziologie auszeichnet. Wo in den Sozialwissenschaften hingegen ein solches Wissenschaftsverständnis dominiert, scheinen sich sowohl Berufsrollenverständnis und Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses als auch die Rahmenbedingungen wissenschaftlicher Berufstätigkeit z. T. deutlich anders darzustellen als in denjenigen (Teil-)Disziplinen, die wir vor allem im Blick haben. Vgl. hierzu den Beitrag von Frank Bönker in diesem Band, dessen Autor wir zahlreiche Anregungen, nicht zuletzt den Hinweis auf das hier angesprochene Problem verDANKen.

gleichaltrige Angehörige des wissenschaftlichen Nachwuchses unterschiedlichen ‚Generationen‘ angehören, während andererseits nicht auszuschließen ist, daß Personen recht unterschiedlichen Alters hinsichtlich ihres Berufs- und Rollenverständnisses sowie ihrer Lebensführung ‚generationelle‘ Gemeinsamkeiten aufweisen.<sup>2</sup>

Um Besonderheiten des Berufsrollenverständnisses und des beruflichen Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses auf ‚generationelle‘ Lagerungen und vor allem auf historisch spezifische Bedingungen im Feld der Wissenschaft beziehen zu können, werden wir in einem ersten Schritt einige solcher Besonderheiten zu bestimmen suchen (I.), um dann zu thematisieren, inwieweit sie als alterskohortenspezifische gedeutet werden können (II.). Daraufhin wollen wir versuchen aufzuzeigen, daß diese Besonderheiten plausibel als Reaktion auf die Probleme erklärt werden können, die eine berufliche Tätigkeit als wissenschaftlicher Nachwuchs bereithält. Dabei wird auf zwei dieser Probleme näher eingegangen: auf das Karriere- (III.) und auf das Anerkennungsproblem (IV.). Dann identifizieren wir zwei Charakteristika des Berufsrollenverständnisses und des beruflichen Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses als Ausdruck der typischen Bewältigungsstrategien für letzteres Problem (V.). Ein kurzer Ausblick dient schließlich dazu, unsere Überlegungen in einer bestimmten Richtung zu pointieren (VI.).

### **I. Besonderheiten im Berufsrollenverständnis und im beruflichen Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses**

Die Besonderheiten im Berufsrollenverständnis und im Habitus der Generation des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses an der Universität sollen im folgenden – in durchaus beabsichtigter Plakativität – im Verhältnis zu zwei anderen Generationen von Universitätsangehörigen bestimmt werden: zur Generation der Studierenden auf der einen Seite, und auf der anderen Seite zur Generation der heute etwa zwischen 55- und 65jährigen ‚Achtundsechziger-Professoren‘ (die Professorinnen sind hier eher noch zu vernachlässigen). Damit blendet die hier vorgenommene Generationseinteilung eine Gruppe aus: die jüngere Professorenschaft. Diese aber ist an der Universität – weil sie bei der Einstellungswelle in den siebziger Jahren noch nicht zum Zuge kommen und dies bei der Neubesetzung der Lehrstühle in Ostdeutschland allenfalls teilweise kompensieren konnte – in der Tat eher unterrepräsentiert. Wichtiger noch als dieser statistische Umstand scheint uns allerdings zu sein, daß diese Gruppe kaum als eigenständige Generation wahrnehmbar ist, die ‚ihre‘ Stimme erhebt. Insofern kann von einer besonderen Inszenierung des Generationenkonflikts an der deutschen Universität (die mit

<sup>2</sup> Angesichts der getroffenen ‚methodischen‘ Entscheidungen wie auch unseres nicht primär wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses darf nicht erwartet werden, daß unser Beitrag einen Anspruch auf prinzipielle Objektivität erhebt. Sollte sich bei der Lektüre der Eindruck einer sympathisierenden Parteinahme für die Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses einstellen, so wird er vielmehr kaum trügen. Da nicht wenige der Friktionen und Mißverständnisse, die im Berufsalltag von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern auftreten, ursächlich mit unterschiedlichen Berufsrollenverständnissen und dem damit verbundenen beruflichen Habitus zusammenzuhängen scheinen, verstehen wir unsere Ausführungen zu den Hintergründen und Implikationen generationsbedingter Eigenheiten des wissenschaftlichen Nachwuchses gleichwohl auch als einen Versuch, im Bereich der Wissenschaft zur ‚intergenerationalen Verständigung‘ beizutragen.

ihrer ausschließlichen Privilegierung der Professorenkaste in bezug auf Status, Sicherheit und Einkommen im internationalen Vergleich ohnehin einen besonderen Fall darstellt) gesprochen werden; es fehlt gewissermaßen eine vermittelnde Zwischengeneration.

### *Die Generation davor*

Von seinen Vorgesetzten wird dem wissenschaftlichen Nachwuchs nicht so sehr mangelndes Engagement als vielmehr mangelnder Enthusiasmus zugeschrieben. Anstelle von idealistischem Forschungseifer werden an den wissenschaftlichen Exponentinnen und Exponenten der einst als ‚Null-Bock-Generation‘ titulierten, gänzlich farblosen Vorläuferin der ‚Spaß-Generation‘ Spielarten einer Angestelltenmentalität beobachtet, die durchaus im Blick behält, wieviel Geld und wieviel Gelegenheit zur freien Zeitgestaltung die längst schon zum ‚Job‘ gewordene Berufstätigkeit einbringt. Die Vertreterinnen und Vertreter des wissenschaftlichen Nachwuchses legen, so die in der Regel als Vorwurf formulierte Beobachtung, einen gewissen Pragmatismus an den Tag. Ihre Tätigkeit orientieren sie an meßbaren ‚credits‘ im Wissenschaftssystem, etwa referierte Veröffentlichungen und ‚richtige‘ Kontakte. Der zähe Wille hingegen, für die Befriedigung der eigenen intellektuellen Neugier und zum Nutzen der Mit- und Nachwelt ein spezifisches Problem abschließend zu lösen, scheint dabei sehr viel seltener handlungsleitend zu sein. Eine Berufung zur Wissenschaft, wie sie Max Weber (1991) als notwendige Voraussetzung dafür ansah, die „Wissenschaft als Beruf“ zu ergreifen, ist jüngeren Forschenden häufig kaum noch anzumerken; die Zeiten bedingungsloser Hingabe an die Sache der Forschung (wenn eine solche denn jemals als kollektive Existenzform der Wissenschaftstreibenden existiert haben sollte) scheinen vorüber zu sein. Auf der anderen Seite ist unübersehbar, daß auch heutzutage jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eine äußerst rigide Arbeitsauffassung an den Tag legen und regelmäßig ein Arbeitspensum bewältigen, das weit über das ihnen tarifrechtlich Abverlangbare hinausgeht.

Dennoch kommt hier möglicherweise tatsächlich eine ‚generationelle‘ Differenz im Umgang mit dem Wissenschaftsberuf zum Ausdruck – eine Differenz, die allerdings durchaus auch positive Facetten aufweist. So ist der relative Mangel an wissenschaftlicher Emphase bei den Jüngeren typischerweise gepaart mit einem vergleichsweise hohen Maß an Paradigmentoleranz. Erbitterte, eher mehr als weniger dogmatisch geführte Auseinandersetzungen um wissenschaftliche Standpunkte haben für den wissenschaftlichen Nachwuchs offenbar nur begrenzten Charme. Das heißt zwar nicht, daß nicht auch er immer wieder seine ‚Fähigkeit‘ unter Beweis stellen würde, Theorien und Methoden, die mit den eigenen konkurrieren, nur widerstrebend und möglichst ohne Folgen für das eigene wissenschaftliche Handeln zur Kenntnis zu nehmen. Es gibt aber deutliche Anzeichen dafür, daß die Bereitschaft zumindest zu friedlicher Koexistenz und – in eingeschränktem Maße – auch dazu, miteinander zu sprechen, das Klima zwischen den jüngeren Apologeten verschiedener Forschungslinien in höherem Maße prägt als das zwischen ihren Vorgesetzten.

### *Die Generation danach*

Den Studierenden gegenüber erweist sich der wissenschaftliche Nachwuchs wiederum bereits als routinierter Sachwalter institutionalisierter Strukturen. Es sind – dies sollte nicht vergessen werden – eben jene Strukturen, in denen er sich bereits als Student so

gut zurechtgefunden hat, daß er darin zu reüssieren mußte. Mit diesen Strukturen ist der wissenschaftliche Nachwuchs – der zumeist außer den Bildungseinrichtungen Schule und Universität noch nicht allzu viel ‚vom Leben‘ gesehen hat – nicht nur wohlvertraut, sondern allein aufgrund seiner biographischen Erfolgsgeschichte im wesentlichen auch einverstanden. Nicht zuletzt deshalb steht er der Generation der Studierenden häufig mit der gleichen befremdeten Distanz gegenüber wie seine Vorgesetzten. Das Selbstverständnis, mit dem ein großer Teil der Studierenden – unpolitisch und unengagiert, monieren die Professorinnen und Professoren, zudem noch faul, stimmt der, ebenfalls als unpolitisch und unengagiert gescholtene wissenschaftliche Nachwuchs nicht selten mit ein – seine Hochschulpassage organisiert, ist auch ihm fremd.

Die Studierenden haben mehrheitlich offenbar anderes zu tun, als ihr Ausbildungsleben primär auf die Hochschule zu orientieren oder sich gar über das Studium hinaus an der Hochschule zu engagieren. Dominant geworden ist der Typus des zweckorientiert Studierenden, der in jeder Lehrveranstaltung nicht nur sich selbst, sondern – nicht selten zum Leidwesen der Angesprochenen – auch den Dozenten/die Dozentin fragt, ob das Erarbeitete denn auch berufliche Relevanz habe. Diese Haltung befremdet den wissenschaftlichen Nachwuchs in der Regel ebenso sehr wie die für die Massenuniversität so charakteristischen studentischen (Überlebens-)Strategien eines schweigenden Attentismus in Seminaren und Kolloquien oder einer zertifikatsbetonten Organisation des Studiums.

Als noch irritierender als die zweckorientiert Studierenden empfinden weite Teile der an der Universität Beschäftigten allerdings jenen in den Geisteswissenschaften mittlerweile häufig anzutreffenden Typus von Studierenden, der sein Studium gar als einen Luxus begreift, den man sich, oftmals nur für eine begrenzte Zeit, explizit ‚leistet‘. Ihm sind viele derjenigen Studentinnen und Studenten zuzurechnen, die aus eigenen finanziellen Mitteln für ihr Studium aufkommen (und die sich heute in größerer Zahl finden als noch zu den Studienzeiten des Mittelbaus). Deren ‚wahres‘ Leben spielt sich nicht selten dort ab, wo sie ihr Geld verdienen, häufig auch dort, wo sie über Praktika, Hospitanzen oder Volontariate versuchen, einen Einstieg ins Berufsleben zu finden. So bedeutet das geisteswissenschaftliche Studium für die Studierenden von heute oftmals keineswegs eine Ausbildungspassage, die vor der Unbill des Erwerbslebens steht, sondern eine selbsterarbeitete ‚Auszeit‘. Diese Haltung hat freilich mit jener der meist bildungsbürgerlich geprägten Kinder von einst wenig gemein; sie darf daher kaum auf Anerkennung durch die Lehrenden rechnen. Und wenn Studierende – ihrer Auffassung von der Studienzeit als einer ‚Auszeit‘ gemäß – die Universität ohne Abschluß verlassen, wird dies – entsprechend den Relevanzen derer, die an der Universität ihren Lebensunterhalt verdienen – in aller Regel nach wie vor als ein Scheitern verbucht.

In diesem Kontext ist es geboten, zumindest am Rande auf einen weiteren Aspekt zuzugehen. Die Beobachtung, daß das Hochschulstudium nicht selten und in tendenziell wachsendem Maß als eine Form des Bildungs-Luxus betrachtet und auch behandelt wird, gilt zuweilen als ein zusätzliches, schlagendes Argument für die Einführung von Studiengebühren: Wer sich sein Studium als Luxus leistet, wer Seminarsitzungen wie Kinovorführungen besucht, sollte, das scheint nur recht und billig zu sein, das universitäre Angebot nur gegen ein angemessenes Entgelt in Anspruch nehmen dürfen. Eine solche Argumentation aber zeugt, so meinen wir, nicht so sehr von einem klaren Blick auf die wahren (ebenso wenig wie auf die Waren-)Verhältnisse, sondern von einem

allzu identifikatorischen Befangensein in universitären Welten; denn allererst ist sie Indiz einer drastischen Überschätzung des Unterhaltungswertes universitärer Veranstaltungen: Der Reiz des Studierendendaseins erschöpft sich – ganz abgesehen von der sozial- und bildungspolitischen Dimension des Themas Studiengebühren – ganz gewiß nicht in der Möglichkeit, interessante Veranstaltungen besuchen zu können.

## II. ‚Generationelle‘ Charakteristika des wissenschaftlichen Nachwuchses

Die Generation des heutigen wissenschaftlichen Nachwuchses kam ohne Zweifel in den Genuß zahlreicher Segnungen, die nicht zuletzt den ‚Achtundsechzigern‘ zu verdanken sind oder die ihnen zumindest zugeschrieben werden, sind sie doch untrennbar mit der um das Jahr 1970 herum herrschenden Aufbruchstimmung verbunden: Sie ist die erste Alterskohorte, die bereits ihre Schulzeit in einer noch in den sechziger Jahren kaum vorstellbaren Atmosphäre relativer Liberalität verbringen konnte; und an der Universität profitierte sie von den Bemühungen um eine Demokratisierung der Hochschule sowie um eine Verbesserung von Studienbedingungen – vom enormen Ausbau des Hochschulwesens, von einer, wenn auch nur maßvollen, Erweiterung der studentischen Beteiligungsrechte an der universitären Selbstverwaltung, von einer Erhöhung der Transparenz von Studienanforderungen und Leistungskriterien durch die Einführung oder Reformierung von Studienordnungen.

Auch ideell weiß sich die Generation des heutigen wissenschaftlichen Nachwuchses durch die ‚Achtundsechziger‘ geprägt. Doch wären ihre Angehörigen keine echten Nachkommen, wäre ihr Verhältnis zu den ‚Vorfahren‘ nicht gebrochen. Bereits aus Schulzeiten, als sie mit vielen ‚Achtundsechzigern‘ konfrontiert war, die frisch von der Universität kommend ihre Lehrertätigkeit aufnahmen, ist dieser Generation der Umstand, daß sich auch unter Jeans durchaus der Muff stauen kann, keine Neuigkeit. Die Enttäuschungen linksbewegter Lehrer, die mit Hilfe von Notenbüchern abgearbeitet wurden – „Es geht eben nicht anders“ – sind nicht vergessen. Diese Enttäuschungen ähneln übrigens in hohem Maße jenen Frustrationserlebnissen, aufgrund derer, nicht selten angeregt durch Vertreterinnen und Vertreter des wissenschaftlichen Nachwuchses, heute in den Seminaren Anwesenheitslisten in Umlauf gesetzt werden; die Nachkommenden gelten eben – wieder oder immer schon? – als der Disziplinierung bedürftig.

Darüber hinaus teilt der wissenschaftliche Nachwuchs aber noch eine weitere ‚generationelle‘ Erfahrung, die möglicherweise wesentlich folgenreicher ist: Spätestens seit ihrer Einschulung sind fast alle seine Angehörigen damit vertraut, tendenziell ‚zu viele‘ zu sein. Sie haben in den siebziger Jahren in vergleichsweise riesigen Schulklassen gesessen, die von einer heute fast unvorstellbar großen Zahl von Parallelklassen flankiert wurden und die zuweilen auch als „Wanderklassen“ nomadisieren mußten, weil, sogar in den damals brandneuen Schulzentren, Unterrichtsräume knapp waren. Erfahrungen des Zahlreich-Seins haben sie auch auf dem Spielplatz, im Sportverein oder in der Tanzstunde gemacht. Komplementiert wurden diese Erfahrungen durch das Gefühl des in einem Umfeld sozialer und wirtschaftlicher Stabilität bestmöglichen Versorgtseins, das auf dem sozialliberalen Höhepunkt des ‚spätkapitalistischen‘ Wohlfahrtsstaates den um den Pillenknick herum Geborenen vielleicht stärker als jeder anderen deutschen Alterskohorte der vergangenen Jahrzehnte vermittelt wurde. Ihnen stellt sich damit ein grundlegendes Problem des Individuums in der Moderne in ten-

denziell zugespitzter Form: angesichts der Allgegenwart von gleichaltrigen Menschen mit einem ähnlichen Erfahrungshintergrund – dessen Homogenität gegenüber demjenigen früherer Generationen durch die massenmedial ermöglichte Universalisierung von prägenden ‚kulturellen‘ Erlebnissen wie „Bonanza“, „Raumschiff Enterprise“ und „Bravo“ noch erhöht wird – ein Gefühl für das eigene Selbst als etwas in der Beliebbarkeit Besonderes zu entwickeln. Das gelingt typischerweise am ehesten in Abgrenzungsritualen, durch Distanzhalten zur sozialen Umwelt; und die gerade erst zur Massenuniversität gewordene Hochschule schuf eine Atmosphäre, in der es sich anbot, das entsprechende, vor diesem Hintergrund entwickelte Lebensgefühl bruchlos weiterzupflegen. Nicht umsonst war der den ‚Nach-Achtundsechzigern‘ eigene Hang zum Rückzug in die Sphäre des Privaten über viele Jahre ein beliebtes Thema der (‚Achtundsechziger-dominierten‘) Feuilletons.

Die Anfangsbekanntheit mit einer latenten Katerstimmung nach dem großen Aufbruch der Achtundsechziger-Jahre zum einen und die Grunderfahrung der großen Zahl in einem Kontext spätkeynesianischer Prosperität zum anderen können vielleicht ein Stück weit erklären, warum in der Generation der heute in ihren Dreißigern Stehenden ein Gefühl, an hervorgehobener Stelle für die Bewältigung herausragender Aufgaben berufen zu sein, eher schwach ausgebildet zu sein scheint. Insofern mag pragmatische Distanz anstelle von empathischer Hingabe in der Tat die dieser Generation am ehesten entsprechende Haltung gegenüber dem Beruf – auch als Wissenschaftler oder Wissenschaftlerin – zu sein. Mehr noch als die hier nur holzschnittartig mögliche Skizzierung ‚generationeller‘ Prädispositionen ist es jedoch die Beantwortung der Frage, was das Feld der Wissenschaft den in ihm Tätigen abverlangt, die Aufschluß über die Hintergründe von Berufsrollenverständnis und beruflichem Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses verspricht.

### III. Das Karriereproblem

Die Professur auf Lebenszeit ist nach wie vor höchstes Ziel jeder akademischen Laufbahn. Der Weg dorthin ist allerdings eher noch beschwerlicher geworden. Die Möglichkeit, das Studium unmittelbar mit der Promotion zu beenden, ist inzwischen nicht mehr gegeben, und die in Stellenanzeigen hin und wieder angedeutete Möglichkeit, eine fehlende Habilitation durch „vergleichbare Leistungen“ kompensieren zu können, ist eher irreführend, denn die im Zuge des Ausbaus der Hochschulen unter sozialliberaler Ägide durchaus nicht ungewöhnliche Besetzung von Professuren mit Nicht-Habilitierten findet schon lange kaum mehr statt. Zwar wird derzeit versucht, den Arbeitsmarkt für Jungwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler neu zu organisieren – insbesondere die Einrichtung von Juniorprofessuren ist hier zu nennen. Allerdings darf durchaus vermutet werden, daß das institutionelle Beharrungsvermögen im deutschen Hochschulwesen beträchtlich und ein kurzfristiges Aufbrechen von professoralen Besitzständen mithin nicht ohne weiteres zu erwarten ist. So steht zu befürchten, daß gerade der derzeitige wissenschaftliche Nachwuchs am allerwenigsten davon profitieren wird, sollte sich das Konzept der Juniorprofessur (erst) mittelfristig durchsetzen.

Fest steht in jedem Fall: Wer sich unter den gegebenen Bedingungen ernsthaft mit dem Gedanken trägt, Professor oder Professorin zu werden, sollte dieses Ziel keinen Moment lang aus den Augen verlieren. Denn auch zielstrebige und karrierebewußte Jungwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler müssen in den Geisteswissenschaften nicht

selten ein halbes Berufsleben und mehr in die derzeit (noch) weitgehend alternativlose universitäre ‚Ochsentour‘ investieren. Und die ernsthafte Erprobung beruflicher Alternativen birgt Gefahren: Ausflüge in andere Berufszweige werden, auch wenn sie zuweilen empfohlen werden, im Bereich der Geisteswissenschaften selten honoriert. Die Universität will im allgemeinen keine Leute ‚von draußen‘. Um hier nur eine der Alternativen beispielhaft zu nennen, die sich problemlos, würde sie als Höherqualifizierung angemessen anerkannt, in eine universitäre Laufbahn integrieren ließe: Viele derjenigen, die die Gelegenheit eines fünfjährigen Auslandsaufenthalts als Lehrende des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes wahrgenommen haben, teilen die Erfahrung, bei ihrer Rückkehr in die Heimat von ihrer Alma mater keineswegs mit offenen Armen empfangen worden zu sein. Allein schon die materielle Unterstützung, die der DAAD seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zukommen läßt und die sich für eine Wiedereingliederung in Deutschland offenkundig als notwendig erwiesen hat, legt von dieser Misere beredetes Zeugnis ab.

Zugleich nimmt im wissenschaftlichen Tagesgeschäft der Anforderungsdruck zu: Dort etablieren sich – trotz aller berechtigten Einwände gegen die verschiedenen Spielarten der Fiktion einer objektiven Beurteilung von wissenschaftlichem ‚output‘ – zunehmend harte Kriterien wissenschaftlicher Qualität und Leistungsfähigkeit, die zu beachten allen zu raten ist, die auf Dauer im Wissenschaftsbetrieb ihren Lebensunterhalt verdienen möchten. Darüber hinaus lassen auch wissenschaftspolitische Umsteuerungen – die im übrigen auch und gerade in außeruniversitären Forschungseinrichtungen besonders deutlich spürbar sind – den Aufenthalt an der deutschen Hochschule für alle, die (noch) nicht Professorin oder Professor sind, tendenziell unwirtlicher werden. Dazu zählen zum einen die zunehmende Drittmittelfinanzierung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die obendrein mit einer permanenten Evaluierung von Forschungsprozessen und -ergebnissen einhergeht, zum anderen der gezielte Abbau von Lebenszeitstellen im akademischen Mittelbau. An deren Statt tritt ein vergleichsweise strenges Planstellenregime. Erklärtes Ziel ist es, für jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausschließlich befristete Qualifikationsstellen vorzusehen, die – was allerdings zumindest den öffentlich bekundeten Absichten nicht unbedingt entspricht – gerade in den hier interessierenden Disziplinen beinahe schon regelmäßig geteilt werden. Der wissenschaftliche Nachwuchs befindet sich damit typischerweise in einer Situation, in der ein beträchtlicher, bei einer Teilzeitbeschäftigung sogar der größte Teil der erforderlichen Arbeitszeit unbezahlt bleibt – zumindest sofern er sich ernsthaft anschickt, die von ihm jeweils erwarteten Qualifizierungsschritte und sonstigen Auftritte auf dem wissenschaftlichen Parkett zu absolvieren.

Wer eine wissenschaftliche Karriere anstrebt, sieht sich, das läßt sich zusammenfassend feststellen, zumindest latent einem hohen und steten Anforderungsdruck ausgesetzt – darüber dürfen die Idylle einer weitgehend selbstbestimmten Alltagsgestaltung und die damit verbundenen Freiräume der Lebensführung nicht hinwegtäuschen. Freilich: Leistungsdruck ist kein grundsätzlich neues Element im Wissenschaftsbetrieb. Vielmehr gilt von alters her, daß nur die nachweislich Besten dafür prädestiniert sind, das Wissen zu mehren, und zu diesem Zweck von anderen gesellschaftlichen Aufgaben freigestellt werden sollen. Problematisch ist dieser Leistungsdruck ja nur dann, wenn diejenigen, die ihm unterliegen, im nachhinein feststellen müssen, daß sie sich ihm umsonst unterworfen haben. Genau hierfür besteht jedoch eine wachsende Wahrscheinlichkeit. Denn daß sich jene Opfer, die im Zuge einer wissenschaftlichen Kar-

riere typischerweise zu erbringen sind, wenn nicht kurz-, dann zumindest langfristig auszahlen werden, ist heute sicherlich nicht mehr in demselben Maß wie früher erwartbar. Dies ist vor allem auf die verstärkte Konkurrenz zurückzuführen, die nach der erfolgreichen Bildungsoffensive der vergangenen Jahrzehnte auf den akademischen, nicht zuletzt auch auf den wissenschaftlichen Arbeitsmärkten herrscht. Der hochqualifizierte wissenschaftliche Nachwuchs ist inzwischen zahlenmäßig so stark angewachsen, daß bislang der Anteil derjenigen, denen weder früher noch später eine Sinekure winkt, auch unter den Habilitierten beständig ansteigt. Wenn die vor diesem Hintergrund nicht ganz unverständlichen Klagen des wissenschaftlichen Nachwuchses über die fehlende Sicherheit bzw. Planbarkeit der Zukunft als Ausdruck eines mit der charismatischen Natur des Wissenschaftsbetriebs unvereinbaren Anspruchsdenkens zurückgewiesen wird, so vergessen vermutlich viele der heute über Fünfzigjährigen, daß jene Zeit der Unsicherheit, mit der sie einst Bekanntschaft gemacht haben mögen (und auf der sie ihr latentes Unverständnis gegenüber den Präntionen der Jüngeren begründen), meist vor ihr dreißigstes Jahr fällt – in einen Lebensabschnitt also, der deutlich vor demjenigen liegt, in dem sich ein großer Teil des wissenschaftlichen Nachwuchses befindet. Mögen gelegentlich auch die Erfahrungen der heutigen Professorenschaft ähnliche gewesen sein wie diejenigen, die der universitäre Mittelbau derzeit macht, so zeichnet es doch allein die Situation des letzteren aus, daß die Mühen der Assistenzzeit keineswegs als Durststrecke vor dem ‚großen Ziel‘ gelten können, sondern daß vielmehr – nolens volens, doch in guter ‚Achtundsechzigertradition‘ – der Weg als das Ziel verstanden werden muß.

An den hohen Anforderungsdruck im beruflichen Alltag wie auch an die weithin schwierige Lage auf dem wissenschaftlichen Arbeitsmarkt sind das Berufsrollenverständnis und der berufliche Habitus, die den wissenschaftlichen Nachwuchs typischerweise auszeichnen, durchaus gut angepaßt. Zunächst erscheint eine verhältnismäßig stark ausgeprägte Leistungs- und Ergebnisorientierung bei der wissenschaftlichen Arbeit unter diesen Umständen beinahe schon als die rationalist-mögliche Strategie – auch wenn der wissenschaftliche Nachwuchs, dem doch immer schon die Aufgabe zukommt, paradigmatisch innovativ zu sein, damit Gefahr läuft, wissenschaftlicher Neugierde und tatsächlich ergebnisoffenen Forschungsprozessen zu entsagen, weil sie als allzu riskant erscheinen müssen. So lassen sich zwar allenthalben selbstquälerische, fast schon milieutypische Grundsatzertwägungen zu Sinn und Zweck wissenschaftlichen Arbeitens im allgemeinen, zu einer wissenschaftlichen Karriere im besonderen beobachten. Hiervon weitgehend unbenommen werden jedoch andererseits fleißig Aufsätze verfertigt, Seminare gehalten, Dissertationen und Habilitationen geschrieben, um die Option auf eine universitäre Laufbahn nicht leichtfertig zu verspielen – dies alles im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß in der Universität keineswegs zwangsläufig eine zukünftige Arbeitgeberin gesehen werden darf und es sich daher empfiehlt, einen gewissen Abstand zu ihr zu wahren.

Vor diesem Hintergrund zeichnet viele Exponentinnen und Exponenten des wissenschaftlichen Nachwuchses eine zumindest partielle habituelle Distanz zu ihrer jeweiligen Arbeitsumgebung, nicht selten auch zum Wissenschaftsbetrieb bzw. zu dessen Institutionengefüge im allgemeinen, aus. Mehr oder minder offensiv bemühen sie sich, ‚innere Unabhängigkeit‘ vom ‚Uni-Milieu‘ zu signalisieren. Dies darf durchaus als eine Form des Selbstschutzes interpretiert werden und unterscheidet den wissenschaftlichen Nachwuchs vielleicht am grundlegendsten von seinen (Vor-)Vorgängerinnen

und Vorgängern. Geradezu sinnfällig wird diese Distanz in den enormen Entfernungen, die in sehr vielen Fällen regelmäßig zwischen einem universitären Arbeitsplatz und dem Ort, an dem der eigentliche Lebensmittelpunkt liegt (und der nicht selten der eigene Studienort geblieben ist), zurückgelegt werden; ausdrücklich erwartet wird eine enorme Mobilitätsbereitschaft in der Phase der Vertretungsprofessuren, die sich oftmals an die Habilitation anschließt. So pendeln Jungwissenschaftlerinnen und Jungwissenschaftler allwöchentlich durch die halbe, zuweilen auch durch die ganze Republik. Denn für einen Zeitvertrag Wohnort und soziales Umfeld aufzugeben wäre schon Ausdruck eines allzu naiven Vertrauens in die eigene, ungewisse Laufbahn. Die Professorenschaft wiederum sieht sich geprellt: die ‚DiMiDo‘-Anwesenheit des Mittelbaus ist ein relativ neues und für alle Beteiligten recht aufreibendes Modell des universitären Beschäftigungsverhältnisses. Daß die mit ihm verbundene Lebensweise die Gründung einer Familie in der (kulturell) hierfür vorgesehenen, an die Berufsausbildung anschließenden biographischen Phase nicht unbedingt fördert, sei immerhin am Rande erwähnt.

#### IV. Das Anerkennungsproblem

Neben dem Umstand, daß ein Vorankommen auf dem wissenschaftlichen Karriereweg tendenziell immer weniger sicher und auch immer weniger planbar ist, besteht das zweite zentrale Problem des heutigen wissenschaftlichen Nachwuchses darin, daß die Anerkennung für die auf diesem Weg erbrachten Leistungen tendenziell abnimmt. Die Generation des gegenwärtigen wissenschaftlichen Nachwuchses ist nach derjenigen der in den fünfziger Jahren Geborenen die zweite, deren Studium im Zeichen der in den sechziger Jahren ausgerufenen Bildungsoffensive stand – und rekrutiert sich aus der ersten, vielleicht auch, wie es vielfach den Anschein hat, der letzten Alterskohorte, deren gesamte Bildungsbiographie sich in einer Atmosphäre abspielte, die weithin von dem Anspruch auf Chancengleichheit und bestmögliche Bildung für alle geprägt war. Schon zu Beginn des Studiums wußte sich der heutige wissenschaftliche Nachwuchs auf dem eingeschlagenen akademischen Ausbildungspfad in der guten Gesellschaft eines beträchtlichen Teils seiner Altersgenossinnen und Altersgenossen. In seiner Lebenswelt haben der Status des Akademikers im allgemeinen, vor allem aber auch der Beruf des Wissenschaftlers und sogar der Wissenschaftlerin längst den Nimbus des Besonderen eingeübt. Während wissenschaftlich ausgebildete Fachleute in die mittleren und gehobenen Positionen der allermeisten gesellschaftlichen Funktionsbereiche diffundiert sind, wird die Universität, die es ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erlaubt, ja, wie wir gesehen haben, beinahe nahelegt, studentische Arbeitsweisen und Lebensformen beizubehalten und einer bis ins hohe Alter andauernden Adoleszenz zu frönen, in außeruniversitären Kreisen sogar gelegentlich als eine leicht infantilisierte Institution belächelt. Darüber hinaus geben die im Wissenschaftsbetrieb zu erzielenden Einkünfte – ganz abgesehen davon, daß sie nur für eine begrenzte Zeit garantiert sind – kaum einen Anlaß zu Neid von Seiten materiell meist besser gestellter früherer Mitschülerinnen und Kommilitonen. Die Öffnung der Hochschulen hat den karrierebewußten Angehörigen der geburtenstarken Jahrgänge gewissermaßen die Möglichkeit genommen, sich über einen elitären Bildungsweg vom Gros ihrer Altersgenossen abzusetzen (und damit auch ihr ‚generationelles‘ Grundproblem zu lösen).

Daß die Gesellschaft den Wissenschaftstreibenden schon aufgrund ihrer schieren Zahl heutzutage kaum mehr einen hervorgehobenen Status zuzumessen bereit ist, bringt also, so darf vermutet werden, gerade für die jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ein latentes Anerkennungsproblem mit sich. Eine – eher manifeste – Fortsetzung findet dieses Anerkennungsproblem aber auch im ‚Innenraum‘ des Wissenschaftsbetriebes. Schon im Grundsatz wird dem wissenschaftlichen Nachwuchs im deutschen Hochschulsystem ja eine eher prekäre Situation zugewiesen, da die für ihn vorgesehenen Stellen fast ausnahmslos als Durchgangsstation konzipiert sind, von der es ‚im Normalfall‘ weiter nach ‚oben‘, in Richtung Professur gehen sollte, die faktisch aber auch häufig Ausgangspunkt eines weniger dynamischen Karrierewegs ist. Der Ausbildung von Selbstbewußtsein oder gar einer eigenen Identität ist dies kaum förderlich, und so sind junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler fast schon traditionell hin und her gerissen zwischen einem Lebensgefühl als avancierte Studierende und einem hybriden Selbstverständnis als ‚kleine Ordinarien‘.

Seit einiger Zeit kommt jedoch ein weiteres Problem hinzu: Angesichts der kaum zu überblickenden Zahl von Mitstreiterinnen bzw. Gegenspielern, die oft ein nur um Nuancen vom eigenen unterschiedenes Qualifikations- und Interessenprofil aufweisen, ist es wohl schwieriger als je zuvor, auf sich und die eigene Arbeit aufmerksam zu machen. Auch wenn es sich wohl kaum erst seit neuestem für den wissenschaftlichen Nachwuchs mitunter als Problem erweist, daß die eigene Arbeit auf mangelnde Anerkennung stößt: Daß sich die – im ‚postmateriellen Wertekanon‘ bekanntlich weit oben stehende – berufliche (Selbst-)Bestätigung bzw. Selbstverwirklichung für den wissenschaftlichen Nachwuchs als ein schwer zu erlangendes Gut erweist, darf durchaus als ein derzeit besonders virulentes Problem gelten.

Gleich zwei der oben genannten Besonderheiten im Rollenverständnis und im Habitus jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler lassen sich nun als Anpassung an das Problem eines tendenziellen Mangels an Anerkennung innerhalb des berufsspezifischen Bezugssystems, also in erster Linie innerhalb der Universität deuten: ein – notwendig ambivalentes – Elitenbewußtsein und eine – möglicherweise generationsspezifische – Offenheit bei der inhaltlichen Positionierung der eigenen Arbeit.

## **V. Elitenbewußtsein und ‚Paradigmatoleranz‘ als Bewältigungsstrategien für das Anerkennungsproblem**

Es ist bemerkenswert, daß junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit ihrer Passage vom Studierenden zum Lehrenden häufig und beinahe schlagartig in ein fast schon rituelles Lamento über die intellektuellen und motivationalen Defizite der Studierendenschaft verfallen und in (seltener) Eintracht mit ihren ordinierten Vorgesetzten ein ‚gesundes Mißtrauen‘ gegenüber dem universitären Fußvolk empfinden. Das erscheint durchaus nicht selbstverständlich. Denn während die heutigen Professorinnen und Professoren nicht selten den Eindruck von Zauberlehrlingen vermitteln, denen der Geist der Massenuniversität, welchen sie einst riefen, ein fremdes und bedrohliches Monstrum geworden ist, dessen Beherrschung klare Rollenzuweisungen erfordert, kennt der wissenschaftliche Nachwuchs die Massenuniversität ja bereits aus eigener studentischer Anschauung. Darüber hinaus verfügt er in der Regel nicht mehr über persönliche Erfahrungen mit der Bedeutung, die bestimmte Statussymbole zur Zeit der Sozialisation der heutigen Professorinnen und Professoren im gesellschaftlichen Alltag

noch gehabt haben mögen. Statt dessen hat ihn die Erfahrung, daß sich ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Lehrenden und Lernenden zumindest problemlos proklamieren läßt, über weite Strecken begleitet. Deshalb lassen sich die hier sicherlich etwas überspitzt dargestellten ‚postgradualen Anwendungen‘ des wissenschaftlichen Nachwuchses am ehesten als Ausdruck eines empfundenen oder auch nur ersehnten Gefühls der Zugehörigkeit zu einer wie auch immer zu definierenden Elite interpretieren (das nach wie vor die wohl wichtigste Gratifikation ist, die der Wissenschaftsbetrieb seinen jüngeren Exponentinnen und Exponenten zu vermitteln vermag, auch wenn die Bewunderung für ein der Wissenschaft geweihtes Dasein, das ihnen von Außenstehenden entgegengebracht wird, brüchig geworden ist).

Im Einzelfall läßt sich dies mit dem Blick auf typische Lebensgeschichten nachvollziehen. Denn fast alle Angehörigen des wissenschaftlichen Nachwuchses haben eine vergleichbare ‚Erwählungsbiographie‘ vorzuweisen. Sie verläuft von der ersten Beschäftigung als studentische Hilfskraft, zumeist gepaart mit der persönlichen Einladung in ein illustres Oberseminar, über die Aufforderung zur Promotion, gewöhnlich unterstützt durch die Fürsprache der Betreuerin oder des Betreuers und oft durch ein Stipendium gefördert, bis hin zur ersten Anstellung als Wissenschaftlicher Mitarbeiter oder Wissenschaftliche Mitarbeiterin. Wer sich dem wissenschaftlichen Nachwuchs zurechnen kann, ist daher meist von dem Bewußtsein getragen, aufgrund besonderer Befähigung, aber auch harter Arbeit ‚dazuzugehören‘; es ist auch oder gerade in der Massenuniversität offenbar entscheidend, ‚member of the club‘ zu sein. Und wie in allen besseren Clubs, so verhält es sich auch bei dem der universitären Gemeinschaft: Ohne Einladung ist ein Beitritt zu interessanteren Veranstaltungen kaum möglich. Selbst die Sprache trägt dem bereits Rechnung: Auf den Homepages der Institute werden Informationen, die nur institutsintern kursieren sollen, nicht selten mit der Bemerkung „for members only“ gekennzeichnet. Darüber hinaus besitzt die Initiation in das (universitär-) wissenschaftliche Leben aber auch einen ‚objektiven‘ Wert: Diejenigen, die jenseits der betriebsähnlichen Strukturen der Wissenschaft, ja nur ohne universitäre Anbindung ihrem Erwerb nachgehen, wissen, wie schwierig es ist, als Außenstehende die notwendige Aufmerksamkeit der Scientific community zu erhalten – zu Tagungen eingeladen, zu Publikationen aufgefordert und an der Durchführung von Kongressen beteiligt zu werden.

Der zweite Befund, der als habituelle Reaktion des wissenschaftlichen Nachwuchses auf einen Mangel an Anerkennung gedeutet wird, lautet, daß die jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sehr viel weniger verbissen auf paradigmatischen Standpunkten zu beharren und etwas bereitwilliger die Existenzberechtigung konkurrierender oder einfach nur inkompatibler Erklärungsansätze zu akzeptieren scheinen als ihre älteren Kollegen und Kolleginnen. Dies mag zunächst überraschen, steht dieser Befund doch in scheinbarem Widerspruch zum behaupteten Elitenbewußtsein der jungen Forschenden, zu dem auf den ersten Blick eher ein ausgeprägtes – inhaltliches – Sendungsbewußtsein passen würde. Sobald jedoch berücksichtigt wird, wie prekär die Voraussetzungen für die Existenz eines Elitenbewußtseins auf seiten des wissenschaftlichen Nachwuchses sind, löst sich dieser Widerspruch auf. Nicht das Zerwürfnis, nicht die fristlose Kündigung bedeuten in der Regel das Ende einer hoffnungsfroh begonnenen Karriere in der Wissenschaft, sondern ein gänzlich unspektakuläres Erlöschen jeglichen Interesses für den zuvor gehegten Nachwuchs. Keine Einladung zum Oberseminar mehr, kein Hinweis auf Tagungen, keine Unterstützung bei Stipendien-

anträgen. Und sollten all diese Strategien nichts fruchten: Das Ende des Zeitvertrags und damit die Möglichkeit zu einer Trennung in aller Stille kommt bestimmt. Spätestens mit dem zumindest latenten Wissen um diese Möglichkeit stößt auch das Elitenbewußtsein des wissenschaftlichen Nachwuchses an seine Grenzen. Denn aus einer arbeitsrechtlich meist vergleichsweise schwachen Stellung heraus und zudem typischerweise auch in intellektueller Hinsicht in ein mehr oder minder subtiles, häufig durchaus nicht nur einseitiges Abhängigkeitsverhältnis verstrickt, mangelt es ihm an Chancen, im Zweifelsfall die Ingredienzen seines ‚Elitendaseins‘ sichern zu können – ganz abgesehen davon, daß sich ein Aufbegehren gegen das eigene Schicksal in der Regel einfach nicht empfiehlt, da die disziplinar segmentierte Welt der Wissenschaft im allgemeinen überschaubar ist und über ein gutes Gedächtnis verfügt.

Wie fast alle Probleme, denen sich der wissenschaftliche Nachwuchs heute gegenüber sieht, besteht die Gefahr, fallengelassen zu werden, selbstverständlich nicht erst seit Neuem. Sie gewinnt aber zum einen durch das schier unbegrenzte Reservoir an qualifizierten Jungwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern in durchaus relevantem Maß an Drohpotential. Zum anderen unterliegen auch die Professorinnen und Professoren hohem Konkurrenz- und wachsendem Leistungsdruck: Den von ihnen erwarteten Nachweis an erfolgreicher Drittmittelakquisition und wissenschaftlichem Output vermögen sie häufig am besten dadurch zu erbringen, daß sie sich das jeweils besonders gut für die Durchführung eines bestimmten Forschungsvorhabens qualifizierte Personal zusammensuchen. Vor diesem Hintergrund nehmen die Anreize – oder auch nur die Möglichkeiten –, kontinuierliche ‚Personalentwicklung‘ zu betreiben oder gar schulenbildend zu wirken, offensichtlich ab.

Unter den skizzierten Bedingungen erweist sich eine gewisse, den wissenschaftlichen Nachwuchs unseres Erachtens auszeichnende ‚Paradigmatoleranz‘ nicht primär als Indiz für die noch immer fortschreitende Institutionalisierung eines aufklärerischen Toleranzimperativs oder für die schiere Überzeugungskraft postmodern-konstruktivistischer Strömungen der Wissenschaftstheorie (von denen wohl die meisten der jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in der einen oder anderen Form geprägt wurden) – das möglicherweise zwar auch. Vor allem aber aus ganz handfesten Gründen scheint es weniger erstrebenswert zu sein als früher, sich auf ein bestimmtes methodologisches Paradigma oder auch nur auf ein allzu eng umgrenztes Forschungsfeld festzulegen. Denn in der Regel ist damit auch eine Festlegung auf eine Mentorin, einen Mentor oder bestenfalls auf einen engen Kreis von Peers verbunden, die sich bald als vorschnell erweisen kann – nämlich dann, wenn es gilt, sich nach anderen Beschäftigungsmöglichkeiten im Wissenschaftsbetrieb umzusehen. Insofern läßt sich zumindest hinterfragen, ob der wissenschaftliche Nachwuchs den jeweiligen Alternativen zum eigenen ‚Forschungsprogramm‘ wirklich ein vergleichsweise hohes Maß an jener ‚intrinsischen‘ Neugier und Offenheit entgegenbringt, an der es den Nestoren im Wissenschaftsbetrieb so oft gebricht. Möglicherweise hat er auch nur die praktische Erfahrung verinnerlicht, daß es sich durchaus auszahlen mag, unterschiedliche Wege zu beschreiten, um die erhoffte wissenschaftliche Anerkennung zu erhalten. Auch dies aber schiene sich dann segensreich auf die Bemühungen auszuwirken, Forschungsmethoden zu mischen und interdisziplinäre Kommunikationsstrukturen zu etablieren, die gegenwärtig allenthalben Konjunktur haben.

## VI. Vormarsch der pragmatischen Künstler?

Im Vorangegangenen wurden Eigenheiten des derzeitigen wissenschaftlichen Nachwuchses in den Geisteswissenschaften in Deutschland beschrieben. Was dabei am meisten hervorsteht, läßt sich vielleicht am besten als latenter Pragmatismus sowie als gewisse Indeterminiertheit in der Lebensführung umreißen. Berufrollenverständnis und beruflicher Habitus des wissenschaftlichen Nachwuchses haben, das versuchten wir zu zeigen, maßgeblich mit den Bedingungen zu tun, unter denen derzeit Wissenschaft betrieben, geforscht wird. Zuweilen scheint es sogar, als manifestiere sich deshalb zunehmend – neben anderen – ein bestimmter Habitustyp: Niedrige, zeitlich befristete Einkünfte, eine (geforderte) hohe Mobilität, ungewisse Zukunftsaussichten, die es nicht unwahrscheinlich sein lassen, daß herausragende ‚Erwählungsbiographien‘ im hohen, arbeitsmarkttechnisch außerordentlich unattraktiven Alter von Mitte Vierzig schließlich durch Arbeitslosigkeit gekrönt werden, verleihen den Angehörigen des wissenschaftlichen Nachwuchses (neben schlaflosen Nächten) gelegentlich auch den Anstrich des Genialischen. In den Geisteswissenschaften – den mit der ‚hohen Kunst‘ befaßten allzumal – wird so nicht selten der Forschungsgegenstand mit dem eigenen Leben und Arbeiten verwechselt oder doch: eingeführt. Wissenschaft zu betreiben wird dann eben doch nicht als gewöhnliche Einkommensquelle neben anderen gesehen, als eine berufliche Tätigkeit, die üblicherweise im Rahmen durchaus betriebsähnlicher Strukturen ausgeübt wird, sondern als eine schöpferische Tätigkeit. Aus diesem Habitus heraus entstehen sprachkünstlerisch ambitionierte Magister- und Diplomarbeiten, mit einschlägigen Zitationen atemberaubend jonglierende Promotionen und in ihrem Rededuktus verblüffend ‚unwissenschaftliche‘ Habilitationsschriften.

Mag sich auch die Poesie jener Schriften in erster Linie der akademischen Gemeinde der Universitätsbeschäftigten erschließen, so bedeutet diese Beobachtung jedoch, positiv gewendet, zugleich auch dies: Es ist eine merkwürdige Mischung aus Pragmatismus und einem Aufeinanderzubewegen von Kunst und Leben, von Forschungsgegenstand und Forschungstätigkeit zu konstatieren – und dies zumindest nicht immer und nicht nur zum Schaden der dem wissenschaftlichen Nachwuchs anvertrauten Studierenden und, last but not least, nicht zum Schaden der Objekte wissenschaftlicher Erkenntnisbegierde. Denn der Spott, der bei der Lektüre dieser poetischen – oder doch: poesienahen – Versuche kaum ausbleiben kann, unterscheidet sich möglicherweise kaum von jener leisen Ironie, die Ingeborg Bachmann in ihren zu Beginn der sechziger Jahre gehaltenen Poetik-Vorlesungen den Verdiensten der damaligen (Literatur-)Wissenschaft zuteil werden ließ: „Da sind die Rettungsringe bereit gemacht – einführende Interpretation, Historismus, Formalismus, sozialistischer Realismus. Wer möchte da nicht gerettet sein, zu niemandes Schaden!“ (Bachmann 1978, S. 183 f.)

**Literatur**

- Bachmann, I. (1978): Frankfurter Vorlesungen: Probleme zeitgenössischer Dichtung. In: dies.: Werke Bd. 4 (hg. von Koschel, Ch./v. Weidenbaum, I./Münster, C.). München, S. 181–271
- Bourdieu, P. (1993): Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Lepenes, W. (1985): Die drei Kulturen: Sozialwissenschaft zwischen Literatur und Wissenschaft. München
- Weber, M. (1991): Wissenschaft als Beruf. 8. Aufl. Berlin